

Gesundheit im digitalen Zeitalter

Die Digitalisierung des Gesundheitswesens würde viele Chancen erschliessen. Zum Beispiel mit einem zentralen, elektronischen Patientendossier. Doch dessen flächendeckende Einführung wird wohl noch Jahre dauern. Unterdessen machen sich Patienten und Gesundheitsbewusste die digitale Unterstützung selbstständig zunutze. Dabei ist jedoch Vorsicht geboten.

BEAT GLOGGER UND CORINNE HODEL WISSENSCHAFTSJOURNALISTEN SCHWEIZ

Ferne Länder sind beliebte Reiseziele. Eintauchen in eine andere Kultur lässt die Alltagsorgen schnell vergessen. Doch der Spass hört schlagartig auf, sobald die Reisenden im Ausland krank werden. Denn bei einem medizinischen Notfall können zum Beispiel Sprachbarrieren eine gründliche Befragung des Patienten verhindern, oder die Ärzte im fernen Land bräuchten für eine differenzierte Diagnose frühere Befunde oder Röntgenbilder.

Helfen könnte ein persönliches, elektronisches Patientendossier, das alle gesundheitsspezifischen Angaben wie Impfungen, Allergien, Erbkrankheiten oder digitalisierte Röntgenaufnahmen enthält. Und der erkrankte Reisende kann einem behandelnden Arzt irgendwo in der Welt Zugriff auf sein Dossier via Internet geben.

Obschon das elektronische Patientendossier Leben retten kann, ist es noch in den wenigsten Ländern eingeführt. Die Ausnahme bildet Dänemark. Das skandinavische Land gilt als Musterbeispiel in Sachen Digitalisierung im Gesundheitssektor.

Die Schweiz – ein Entwicklungsland

Dass viele Länder dieser Welt die knappen Ressourcen im Gesundheitswesen an anderen Stellen als in der Informatik einsetzen, geschieht wohl zu Recht. Aber auch die meisten hoch entwickelten Länder sind von einer flächendeckenden Digitalisierung im Gesundheitswesen noch weit entfernt. Zum Beispiel die Schweiz. Nur gerade 15 Prozent der Arztpraxen erfassen hier die Krankheitsgeschichten ihrer Patienten digital. Und noch immer wandern Röntgenbilder per Post oder unter dem Arm des Patienten

statt online vom radiologischen Institut zum behandelnden Arzt. Das Problem ist nicht die fehlende Technologie, denn die IT-Infrastruktur ist im ganzen Land auf Top-Niveau. Und auch vonseiten der Patienten stünden die Ampeln auf Grün: Rund 70 Prozent der Bevölkerung befürworten gemäss einer Studie des grössten Schweizer Telekommunikationsanbieters Swisscom das digitale Patientendossier. Zu diesem Schluss kommt eine neue Studie des grössten Schweizer Telekommunikationsanbieters Swisscom. Das Problem liegt in seit Jahren anhaltenden Diskussionen über Datenschutz und -standards. Und so fliessen auch in der Schweiz von den jährlich mehr als 60 Milliarden Franken, die ins Gesundheitswesen investiert werden, weniger als zwei Prozent in die IT-Infrastruktur.

Hilfe bei komplexen Fällen

Dabei wäre ein elektronisches Patientendossier nicht nur praktisch für Patienten und Ärzte, es würde auch helfen, den medizinischen Fortschritt voll und ganz auszuschöpfen – insbesondere bei komplexen Krankheitsgeschichten. Und die nehmen stetig zu, weil die Bevölkerung immer älter wird und damit die Zahl von Menschen mit einem oder mehreren chronischen Leiden steigt. Gerade bei komplexen Krankheitsbildern können Aufzeichnungen über vergangene Diagnosen und Therapien entscheidende Informationen für die weitere Behandlung liefern. Deshalb wäre es besonders für die Versorgung chronisch kranker Menschen wichtig, dass sämtliche gesundheitsrelevanten Daten zentral gespeichert und durch alle involvierten Stellen abrufbar sind. Allgemeinmediziner, Spezialisten, Pflegefachpersonen, Apotheker, Heimleiter und Versicherer können so besser und effizienter zusammenarbeiten.

Auch die Prävention profitiert

Das elektronische Patientendossier ist aber nicht nur für die optimale Behand-



Was IT-Investitionen angeht, gehört das europäische Gesundheitswesen im Branchenvergleich zu den Schlusslichtern. Dabei würde die Digitalisierung viele Vorteile für Patienten und Ärzte bringen.

Gesundheits-Apps

Apps für Smartphones erobern den Gesundheitssektor gegenwärtig im Sturm. Und damit finden Gesundheitsinformationen noch schneller den Weg zu ihren Abnehmern. Selbst zu den Betagten: Bereits jeder zweite Schweizer Rentner nutzt ein internetfähiges Handy. Darauf laufen sogar schon Apps, die es wagen, eine Diagnose zu stellen. Doch auch hier ist Vorsicht angezeigt. Wissenschaftler der amerikanischen University of Pittsburgh haben vier Apps, die behaupten, Veränderungen der Haut als gut- oder bösartig klassifizieren zu können, auf ihre diagnostische Zuverlässigkeit hin untersucht. Das beste App erkannte bösartige Hautveränderungen mit einer Treffsicherheit von 98 Prozent. Am schlechtesten hingegen schnitt eine App ab, die die Bilder mit einem automatischen Algorithmus analysiert. Sie erkannte nur gerade 7 Prozent der bösartigen Veränderungen als solche. Wenn jemand zu sehr dem Smartphone statt dem Hautarzt vertraut, können die Konsequenzen tödlich sein. <



Ein einziges grosses Krankenhaus produziert, in Terabyte gerechnet, mehr an Daten als eine grosse Bank oder Versicherung. Ein enorm grosser Anteil dieser Daten liegt aber immer noch nur in Papierform vor.

lung des einzelnen Patienten von entscheidender Bedeutung. Der digitale Datensatz lässt sich hervorragend epidemiologisch* auswerten. Dadurch ist der Musterschüler Dänemark auch im Bereich der medizinischen Forschung zum Vorbild geworden. Über die dänische Bevölkerung ist so ziemlich alles Gesundheitsrelevante bekannt. Man weiss, wie viele Männer um die fünfzig rauchen und schon einen Herzinfarkt hatten. Oder wie viele Frauen mit Migräne eine Therapie mit Antiepileptika, ein Arzneimittel gegen Krampfanfälle, machen. Darum stützen sich Forschende aus aller Welt immer wieder auf die Daten aus Dänemark – und kommen zu Erkenntnissen, die der Prävention dienen. Auf diese Weise profitiert letztlich die gesamte Volksgesundheit von einem digitalisierten Gesundheitswesen.

(Anmerkung Red.: Die Epidemiologie untersucht Faktoren, die zu Gesundheit und Krankheit der Menschheit beitragen, und damit im Interesse der Volksgesundheit ist.)

Diagnose über Tausende von Kilometern

Eine weitere viel versprechende Einsatzmöglichkeit der Informatik im Gesundheitswesen besteht in der sogenannten

Elektronischer Impfausweis

Doch es gibt natürlich auch seriöse Apps, die den Trend Richtung Digitalisierung unterstützen. Als Beispiel dient hier der elektronische Impfausweis, der vom Schweizer Bundesamt für Gesundheit (BAG) empfohlen wird. www.meineimpfungen.ch <

Telemedizin. Rund 200 Apotheken bieten in der Schweiz telemedizinische Beratung an. Konkret führt ein Apotheker mit den Patienten eine Erstabklärung durch. Je nach Bedarf kann der Apotheker danach ein Telemedizinzentrum kontaktieren und dort mit einem Arzt die Behandlung des Patienten besprechen.

Interessant ist die Telemedizin aber vor allem für Menschen, die in abgelegenen Gebieten wohnen. So wurde mit Schweizer Hilfe in der Mongolei ein landesweites Telemedizinssystem eingerichtet. Denn in den Provinzspitälern gibt es kaum Spezialisten und eine Überweisung in eine Klinik in der Hauptstadt kann eine Reise von mehr als 1500 Kilometern bedeuten – unzumutbar, nicht nur für Schwerkranke. Die Telemedizin überwindet diese Distanz. Heute sind alle Provinzspitäler der

Mongolei mit mehreren Spezialkliniken der Hauptstadt vernetzt, tauschen so beispielsweise Röntgenbilder aus und halten Videokonferenzen ab. Dadurch erhalten auch Menschen weitab der Hauptstadt zuverlässige Diagnosen von Spezialisten und entsprechende Therapieempfehlungen.

Der Patient ist heute User

Wie aufgeschlossen die Bevölkerung gegenüber elektronischen Medien im Zusammenhang mit Gesundheitsfragen ist, zeigt folgende Zahl: Mehr als acht von zehn Einwohnern in der Schweiz haben schon im Internet nach gesundheitsrelevanten Informationen gesucht. Das führt aber nicht zwangsläufig zu korrekt informierten Patienten. Denn zum Beispiel in Diskussionsforen melden sich nicht nur Fachleute zu Wort, es tummeln sich dort auch zahlreiche selbsternannte Experten. Für Laien ist es da schwierig, die Spreu vom Weizen zu trennen; zuverlässige Information von Scharlatanerie zu unterscheiden. Gut informierte Patienten sind mündige Patienten, das sehen mittlerweile auch die meisten Ärzte so. Vertraut man aber falschen Fakten, schadet die Informationssuche im Internet mehr, als dass sie nützt. <